Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur

Deutschen Rundschau

Nr. 192. Bromberg, den 21. September 1927.

Die Fahrt der Springflower.

Roman von **Edmund Sabott.**

4. Fortsetzung.

Los Angeles funkte: „MacArrew, der die Bank Williamson & Co. in Chicago ausgeplündert hat, und dessen Flucht aus dem Regierungsflugzeug noch in aller Erinnerung ist, soll sicherm Vernehmen nach in den westlichen Staaten aufgetaucht sein. Es wird auf die hohe Belohnung hingewiesen — — —"

Jay Ogden beugte sich hinter dem Rücken Gwennies zu dem Herzog von Ellisburne hin und flüsterte dem ein paar Worte zu. Der Herzog erhob sich, schlenderte wie von ungefähr hinüber zu dem Tisch, wo Carol Lispenard dem Schiffsarzt über seine unregelmäßige Herztätigkeit berichtete, und wechselte mit dem unglücklichen Carol einige Worte. Der erhob sich sogleich und verließ gemeinsam mit dem Herzog den Rauchsalon. Kein Mensch hatte darauf geachtet. Nur Gwennie bemerkte, daß Lord Pearsonby aus irgendeinem unerklärlichen Grunde ungewöhnlich bleich geworden war und unter halbgesenkten Lidern Jay Ogden unverwandt anstarrte.

Der Lautsprecher verbreitete sich ausführlich über das verwegene Räuberstückchen MacArrews, und Gwennie hörte, wie alle andern auch, mit größter Spannung zu. Sie hatte seinerzeit natürlich in den Blättern davon gelesen, aber von dergleichen konnte man nie genug hören: Am hellichten Tage war damals in Chicago die Bankfiliale von Williamson & Co. überfallen worden. Ein Kassierer, der sich widersetzen wollte, büßte seinen Mut mit dem Tode, und MacArrew entkam mit einer beispiellosen Beute: mit mehr als zwanzig Millionen Dollar. Darauf verschwand er spurlos, mehr als ein halbes Jahr verging, und man wollte ihn in Rio gesehen haben. Das bewahrheitete sich, und zwei Detektive begaben sich im Flugzeug nach Brasilien und siehe da — MacArrew wurde verhaftet. Die ganze Presse der Staaten jubelte auf und war voll des Lobes über die Tüchtigkeit der beiden Detektive, denen es gelungen war, einen so verwegenen Räuber im Handumdrehen festzunehmen. Man hatte zu früh gelobt, man hatte zu früh gejubelt — — —

Jay Ogden, tief in seinen Ledersessel zurückgelehnt, die Beine übereinandergeschlagen, lächelte.

Dem wieder eintretenden Herzog von Ellisburne, der sich inzwischen Carols entledigt hatte, sagte er: „Dieser MacArrew verdient Bewunderung!"

„Wegen seines Raubes?" empörte sich Gwennie. „Wegen des Mordes?"

„Nein, Miß Dolan," sagte Jay Ogden, indem er sich ein wenig zu Gwennie hinüberneigte, „aber wegen des Mutes, den er bewiesen hat, als er aus dem Flugzeug entwischte."

„Aus dem Flugzeug entwischte?" fragte Gwennie. „Davon habe ich nichts gehört."

Jay Ogden und der Herzog von Ellisburne lachten wie auf Befehl gleichzeitig auf, und Gwennie sah sie verwundert an. Lord Pearsonbys Gesicht war todbleich, aber niemand achtete auf ihn, denn auch Mary Rantoul war begierig, von MacArrews Heldentat zu hören.

Der Herzog von Ellisburne übernahm die Berichterstattung: „Ja, verhaftet hatten sie MacArrew, aber festhalten konnten sie ihn nicht. In Rio, gerade als er an Bord eines Schiffes gehen wollte, das nach Newyork bestimmt war, haben sie ihm die Stahlbänder um die Handgelenke gelegt, und es schien aus zu sein mit dem armen MacArrew. Aber es war nicht aus! Man schleppte ihn in die Kabine des Flugzeuges, kam glücklich und unversehrt mit ihm bis zur ersten Zwischenstation, bis nach Pernambuco, dann ging es weiter und — — —"

Der Herzog von Ellisburne unterbrach sich von neuem mit einem schallenden Gelächter. Jay Ogden, in seinem Sessel etwas vorgebeugt und die breiten Hände vor der Brust gefaltet, hatte ein unbewegliches Gesicht.

„Was nun weiter?" fragte Mary Rantoul ungeduldig.

„MacArrew entwischte!"

„Aus dem Flugzeug — — — während der Fahrt?"

„Ja, kurz hinter Pernambuco."

„Aber wie brachte er das fertig?"

„Kein Mensch weiß Genaues darüber, denn die beiden Detektive, die ihn begleiteten, legten sich ein Pflaster auf die Münder. Aus sehr begreiflichen Gründen, darf man wohl sagen, denn eine sehr rühmliche Rolle haben sie bei der ganzen Sache nicht gespielt. Nur der Pilot, der die Maschine steuerte, hielt nicht ganz dicht, und ihm ist es zu verdanken, daß wenigstens einige Andeutungen in die Presse kamen. Also scheinbar ging es so zu: MacArrew muß im Flugzeug während der Fahrt seine Hände frei bekommen haben. Er schlug die Detektive nieder, machte sie mit ihren eigenen Stahlmanschetten unschädlich und zwang den Piloten mit vorgehaltenem Revolver zur Landung. Was blieb dem übrig? Er ging auf freiem Felde nieder, MacArrew entkam zum zweiten Mal, und nach meiner Meinung ist er noch sehr töricht gewesen, denn er hätte die drei einfach liegen lassen und allein weiterfliegen können."

Der Herzog schwieg und sah sich in dem kleinen Kreise um, als sei er selbst MacArrew, und als habe er selbst diesen Heldenstreich vollführt.

Lord Pearsonby saß mit niedergeschlagenen Augen da und plötzlich, ohne ein Wort zu sagen, stand er auf und ging davon. Jay Ogdens Stirn runzelte sich, und er wechselte einen kurzen, von niemand bemerkten Blick mit dem Herzog von Ellisburne.

„O!" machte Mary Rantoul endlich und hatte hochrote Bäckchen. „Was für ein Mann muß MacArrew sein. Aus dem Flugzeug zu entwischen! Das ist doch gewiß ein Zeichen von Verwegenheit — von männlichem Mut, möchte man fast sagen."

Jay Ogden sah sie aus den Augenwinkeln an, ohne den Kopf nach ihr zu drehen.

„Sie bewundern ihn?"

„O nein, — bewundern ist nicht der rechte Ausdruck. Wie könnte man einen Mann bewundern, der den Strang verdient? Aber — ich meine — es ist doch gut, daß es Männer gibt, wie diesen MacArrew! Es ist so erregend, von ihnen zu hören!"

Gwennie kniff die Lippen zusammen und schämte sich für Mary Rantoul, aber das verächtliche Wort, das sie auf den Lippen hatte, hielt sie zurück.

Ganz plötzlich wandte sich Jay Ogden an Gwennie: „Und Sie, Miß Dolan, was sagen Sie zu MacArrew?"

„Man müßte den Menschen kennen lernen, um den Verbrecher beurteilen zu können."

Jay Ogden zuckte die Achseln, und Gwennie fügt hinzu: „Wenn ich von Menschen höre, wie dieser MacArrew einer zu sein scheint, so bedauere ich, daß er seinen Mut nicht an Dinge setzt, die wertvoller sind."

„Was verstehen Sie unter wertvoll?“ wollte Jay Ogden wissen.

„Dinge, die der Menschheit zum Heil gereichen!“

Da lachte Jay Ogden kurz und hart auf: „Der Menschheit zum Heil gereichen? Was gereicht denn der Menschheit zum Heil? Wollen Sie mir das bitte einmal sagen? Sehen Sie doch alle die an, die zur Menschheit kommen und ihr Heil bringen wollen! Was geschieht mit den armen Teufeln? Man steckt sie in Zwangsjacken, in Zuchthäuser, vielleicht schlägt man sie auch tot! Und das Heil, das sie bringen wollten? Das liegt nachher in Gossen und Tümpeln. Keiner fischt es mehr da heraus!“

„Aber MacArrew ist ein Verbrecher!“ verteidigte sich Gwennie.

„Lassen Sie mich eins sagen, Miß Delan: Nichts ist so verschwommen wie die Grenze zwischen dem Verbrecherischen und dem Ehrlichen. Wenn die Jobber in Wallstreet an den Börsen um Fallen und Steigen spielen und sich an dem Zusammenbruch von tausend Menschen bereichern, so werden sie große Männer. Haben sie im Grunde nicht genau dasselbe getan wie MacArrew, als er in die Chicagoer Bank einbrach und zwanzig Millionen raubte?“

„Kann man aber nicht auch sagen — — —“ wollte Gwennie eifrig dazwischen rufen.

Aber Jay Ogden schnitt ihr herrisch das Wort ab: „Man kann alles sagen, Miß Dolan! Geben Sie nur zu, daß es höchst gleichgültig ist, ob einer sich mit Aktienpaketen oder mit dem Revolver in der Hand bereichert, ob einer Menschenleben vernichtet, indem er an der Börse eine Schlacht schlägt, oder indem er seine Kugeln pfeifen läßt.“

Gwennie schwieg trotzig, aber Mary Rantoul lauschte mit offenstehendem Munde.

„Sie sind ein Anarchist, Herr Ogden!“ lachte sie.

Jay Ogdens Lippen verzerrten sich wie zu einem Lächeln, aber seine Brauen blieben böse zusammengezogen, so daß in seiner Stirn senkrecht zwei Falten standen, und er sagte: „Es wäre begreiflich, wenn man in so erlauchter Gesellschaft wie hier an Bord anarchistische Gelüste bekäme.“

„Wie gefährlich Sie aussehen!“ zwitscherte Mary Rantoul. „Sollen wir uns vor Ihnen fürchten?“

„Nein, Sie dürfen jetzt lustig und guter Dinge zum Lunch gehen, Miß Rantoul, und heute abend dürfen Sie sogar tanzen!“

●

Der Entschluß, zu Dolan zu gehen, und mit ihm zu sprechen, war von Frank Hull leichter gefaßt als ausgeführt. Es stellte sich zunächst heraus, daß es eine glatte Unmöglichkeit war, den Gewaltigen telephonisch zu erreichen und sich bei ihm anzumelden. Frank blieb mit seinem Anruf schon bei dem Privatsekretär hangen und erfuhr, daß Herr Dolan augenblicklich in Cincinnati weile, wo sich die Werkstätten der Dolanschen Unternehmungen befanden.

Das war eine Lüge, und Frank hätte dem Privatsekretär des Privatsekretärs sicherlich seine Meinung gesagt, wenn ihm dazu Zeit gelassen worden wäre. Aber der andere hatte schon abgehängt.

Dolan befand sich in Newyork. Das wußte Frank genau. Noch gestern hatten die Zeitungen in aller Ausführlichkeit von der Einweihung eines neuen Flughafens in Philadelphia berichtet, an welcher Feierlichkeit Dolan in Gesellschaft eines Stabes seiner ersten Mitarbeiter teilgenommen hatte. Während der Fahrt in sein Newyorker Heim war er eingehend interviewt worden und hatte über seine nächsten Zukunftspläne Auskunft geben müssen.

Er befand sich also sehr wahrscheinlich noch in Newyork und war entweder im Verwaltungsgebäude der United-Aero-Lines oder in seinem Palast in der fünften Avenue anzutreffen. Die Aussicht, ihn in der City zu treffen, war zu dieser Stunde größer, und Frank begab sich dorthin, nachdem er Steenwyck hatte versprechen müssen, über den Verlauf der Unterredung mit Dolan sofort zu berichten.

Frank war in Eile, er hatte für die Unterredung mit Dolan genau zwei Stunden Zeit, denn um sechs Uhr mußte er seinen Dienst antreten, und es war jetzt, da er das Gebäude der Aero-Lines betrat, etliche Minuten vor vier.

Ein Botenjunge, an dessen Mütze die goldenen Buchstaben U. A. L. schimmerten, brachte ihn in irgendeinem Wartezimmer unter und hatte ein mitleidiges Gesicht, als er erfuhr, daß Frank Herrn Andrew S. Dolan persönlich zu sprechen wünsche. Er wurde sofort angemeldet, und schon nach einer Viertelstunde erschien ein sehr sorgfältig gekleideter Herr, der in seinem glatten und zuvorkommenden Benehmen an die Empfangschefs in den großen Hotels erinnerte. Frank wurde mit verbindlichen Worten nach seinen Wünschen gefragt.

„Ich habe mich telephonisch angemeldet und wünsche Herrn Dolan zu sprechen.“

Ein bestrickendes Lächeln erschien auf den Lippen des Geschmeidigen.

„Herrn Dolan persönlich?“

„Jawohl — persönlich!“

„Und in welcher Angelegenheit, wenn ich bitten darf? Sie haben eine Erfindung gemacht?“

„Nein, ich habe keine Erfindung gemacht. Ich möchte Herrn Dolan in einer privaten Angelegenheit sprechen.“

„Privat!“ sagte der Empfangschef gedehnt, und sein Blick wurde ein wenig mißtrauisch.

Es war vor nicht allzu langer Zeit vorgekommen, daß ein halb Verrückter, der sich mit überspannten Sozialisierungsfragen befaßte, einen Anschlag auf Dolan versucht hatte. Indessen sah Frank Hull nicht so aus, als trüge er Revolver und Handgranaten mit sich umher, und man konnte diese Angelegenheit wohl eher mit einiger Belustigung erledigen.

„Sie können sich denken, daß Herr Dolan stark in Anspruch genommen ist, außerdem befindet er sich augenblicklich in Cincinnati.“

„Das wurde mir bereits telephonisch gesagt, und es scheint so etwas wie eine stehende Ausrede zu sein. Ich sage Ihnen, daß Herr Dolan sich in Newyork befindet.“

„Ich stelle Ihnen anheim, zu glauben, was Sie wollen.“

Nun entrüstete sich Frank: „Herr Dolan befindet sich im Hause!“

„Dann wissen Sie mehr als wir.“

„Es scheint so. Der Türhüter unten hat mir gegen einen Dollar bestätigt, daß Herr Dolan im Hause ist.“

„Der Türhüter hätte auf den Dollar verzichten und Ihnen diese Auskunft nicht geben sollen“, erwiderte lächelnd der andere. „Er wird morgen seine Stellung verloren haben, und Sie hätten menschlicher gehandelt, Herr Hull, wenn Sie mir diese Quelle Ihres Wissens nicht verraten hätten. Es ist so schwer heutzutage für alte Leute — — —“

Aber über den Empfangschef hatte Frank nun gesiegt, und nach einer halben Stunde saß er bereits in der nächsten Etappe: er war bis zu dem unmittelbaren Privatsekretär des Allmächtigen vorgedrungen.

Andrew S. Dolans Bildnis, mit einer Widmung versehen, hing zu Häupten des Privatsekretärs, und während Frank noch wartete, bis man an ihn das Wort richten würde, sah er zu dem Bildnis auf, betrachtete den Vater Gwennies mit etwas unsicher forschenden Blicken, und er war so vertieft in seine Betrachtungen, daß er nicht bemerkte, als Conolly, der Privatsekretär, sich ihm zuwandte.

„Sie dürfen mir vollkommen Ihr Vertrauen schenken“, sagte Conolly väterlich zu Frank und hatte ein würdiges Gesicht. „Welcher Art ist die private Angelegenheit, in der Sie Herrn Dolan zu sprechen wünschen?“

„Ich kann es ihm nur allein sagen!“

Conollys dicke weiße Haarbüschel über den Augen schoben sich zusammen.

„Sie sind Pilot der Aero-Lines?“

„Ja, das hat aber nichts mit meinen Besuch zu tun. Es handelt sich um anderes.“

„Sie sind eigensinnig, junger Mann. Ich gebe Ihnen mein Wort, daß Herr Dolan mich hinauswirft, wenn ich an ihn das Ansinnen stelle, Sie zu empfangen.“

„Aber es geht um höchst Wichtiges, es duldet keine Sekunde Aufschub!“

Conolly lächelte gütig, nachsichtig und weise.

„Zwei oder dreihundert Leute wünschen im Durchschnitt täglich Herrn Dolan zu sprechen, und Sie dürfen mir glauben, daß sich nicht ein einziger darunter befindet, dem es nicht höchst wichtig ist, und der nicht der Ansicht ist, daß seine Angelegenheit ebenfalls keine Sekunde Aufschub duldet.“

„Es handelt sich um seine Tochter!“ stieß Frank erbittert hervor.

Da wurde Conollys Gesicht mitleidig.

„Dann ist es besser, Herr Hull, Sie wenden sich schriftlich an Herrn Dolan. Ich kann Ihnen nicht helfen.“

Das Telephon rasselte.

„Sie sehen,“ sagte Conolly, indem er nach dem Hörer griff, „daß ich beschäftigt bin. Goodbye!“ Und er drückte gleichzeitig auf den Klingelknopf, der einen Boten herbeizauberte.

Frank Hull stand auf und ging ohne Gruß hinaus.

Helle Wut wollte über ihn kommen, als die Tür sanft wie in Watte hinter ihm ins Schloß fiel. Er hätte Conolly umbringen mögen, weil er ihm den einzigen Weg versperrte, der zu Gwennies Rettung führte. Als er im Lift hinabsauste, kam er zur Ruhe: auch ohne Conolly würde er zum Ziele gelangen.

Er überlegte, wie er das möglich machen könnte. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als vor dem Haus zu warten, bis Dolan erschien, um sein Auto zu besteigen.

Er wird mich nicht abweisen, sagte sich Frank. Er kennt von Gwennie meinen Namen, und wenn es mir nur

gelingt, mich ihm bemerkbar zu machen und mich ihm vorzustellen, so wird er mich anhören. Natürlich wird er mißtrauisch sein und mich sehr von oben herab behandeln, aber er wird mich wenigstens anhören, und damit ist alles gewonnen.

Beinahe hätte er vergessen, daß er um sechs Uhr seinen Dienst antreten mußte; er setzte seine Stellung aufs Spiel, wenn er nicht pünktlich war. Ebenso wichtig aber war es, den Posten vor dem Gebäude der Aero-Lines zu beziehen. In seiner Bedrängnis fand er einen Ausweg: er rief einen seiner Freunde an, der dienstfrei hatte, und vermochte den zu bewegen, ihn für die kommende Nacht zu vertreten.

Geschlagene vier Stunden wartete er geduldig vor dem Hause der Aero-Lines. Erst kurz nach acht erschien Dolan. Aber er war nicht allein. Conolly befand sich bei ihm.

Und leider bemerkte Conolly Frank Hull eher, als dieser ihn, was zur Folge hatte, daß Dolan längst vorbereitet war, als Frank ihn erkannte. Conolly und Dolan eilten mit ein paar hastigen Schritten über den Fußgängersteig und saßen in ihrem Auto, bevor Frank, der unglücklicherweise etwas entfernt stand, auch nur drei Schritte hatte tun können.

Der Wagen war auf und davon, als sich Frank von seiner Überraschung erholt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Spanienreise.

Von Friedrich Just.

(Nachdruck verboten.)

7.

La Corte, das Herz Spaniens und seine Leichengruft.

Es ist eine lange Fahrt von Sevilla nach Madrid. Am kahlen Guadalquivir geht's zuerst entlang und dann hinauf zur Sierra Morena. Bei Santa Elena sind um 1775 etwa 2500 deutsche Kolonisten aus Süddeutschland angesiedelt worden, um dem Räuberunwesen in der Sierra zu steuern. Die Nachkommen dieser deutschen Siedler sind aber schon längst verspanischt, Gelbblühende Zistusheide... Tunnel... Schieferfelsen und Schluchten... dann Weinfelder... hinab in die Ebene. Sand und Heide... ganz vereinzelt eine Baumgruppe... Schafe... ein mageres Kornfeld... Windmühlen, die Heimat des Don Quijote und Sancho Pansa, die Mancha... im fruchtbaren Tale der baumreiche Park von Aranjuez... kahles Hügelland... Madrid.

Die spanische Residenz ist ohne weitere Eigenart, es sei denn die, daß sie die höchstgelegenste Hauptstadt Europas ist (640 m). Sie hat eigentlich keine Vorbedingung für den Landessitz außer der geometrischen, daß sie ungefähr in der Mitte Spaniens liegt. Sonst hat sie weder günstige Wasser- und Verkehrswege, noch ist sie der Kern fruchtbaren Ackers oder betriebsamer Industrie. Auch keine großartige oder liebliche Umgebung zeichnet sie aus. Vor allem aber ist ihre Lage höchst ungesund. Madrid ist den rauhen Winden der Sierra ausgesetzt, „drei Monate herrscht der Winter und neun Monate die Hölle". Die Könige haben dorthin ihre Residenz verlegt, und man nannte danach Madrid nur „La Corte", d. h. „den Hof". Diese Verlegung des Hofes war für die Bewohner alles andere als eine Freude. Wer ein größeres Haus hatte oder baute, mußte den Oberstock zur Einquartierung der Hofleute, des Adels und der fremden Gäste hergeben. So ward denn wenig an größeren Häusern gebaut. Erst Joseph Bonaparte, der Zwangskönig der napoleonischen Zeit, schaffte durch Niederreißung von Häusern, Kirchen und Klöstern Raum und Luft für Plätze und breite Straßenzüge.

Aber, wie gesagt, viel Besonderes an Bauten hat Madrid nicht. Der Königspalast liegt zwar erhaben über dem Tale des Manzanares mit schönem Blick auf die Sierra Guadarrama, ist aber als Gebäude keine Sehenswürdigkeit. Man müßte denn die Seltenheit, vor dem Schlosse eines wirklichen Königs zu stehen, dazu rechnen oder die vielen Schwalben, spielenden und lärmenden Kinder und harmlosen Spaziergänger, die ungestört im großen Hofe sich tummeln. Die Kathedrale ist seit über einem Menschenalter im Bau und über ein paar Unterbauten bisher noch nicht emporgekommen. Der „Park von Madrid", El Retiro, wirkt mehr durch die Größe (143 ha) als durch den Reiz seines Baum- und Blumenwuchses. Und der Manzanares hat — einen wohlklingenden Namen. Cervantes nennt ihn „ein Gerinnsel mit der Ehre eines Flusses". Ich sehe noch einen Wasserstrich in dem sandigen Flußbett. Der Volksmund aber sagt, er sei schiffbarer als der Ozean, nämlich zu Pferde, zu Esel und zu Fuß. Einzigartig aber und den Besuch Madrids völlig lohnend ist das Pradomuseum, eine der ältesten Gemäldesammlungen der Welt. Was da an Kostbarkeiten von Tizian, Raffael, Rubens, vor allem Velazquez und Murillo zu sehen ist, läßt sich nicht beschreiben, sondern nur anschauen. Mich zieht's immer noch nach der Purisima Concepcion, der empfangenden Unschuld der kindlichen Madonna mit den großen dunklen Augen und der hingebenden Glückseligkeit.

* * *

Südlich von Madrid liegt Toledo, wegen seiner Lage im Mittelpunkte Spaniens und seiner großen Geschichte als alte Residenz „das Herz Spaniens" genannt. Wenn man vom Bahnhof auf staubiger Straße an Drehklavieren, Eseln, Wasserträgern und Maultieren vorbei an den Tajo kommt, steht man vor Staunen still. Da steigt über den Sturzfällen der Tajoschlinge ein schroffer Felskegel auf, Häuser drängen sich darauf zusammen und klettern zu der ragenden Burg, dem Alcazar, heran. Ich schreite über die Brücke und steige die sonnenglühende Bergtreppe an der Felsenlehne empor. Die Aussicht von oben ist unvergleichlich. Wenn nur die Sonne nicht so glühend auf den nackten Fels brennen würde! Durch unsagbar enge, schmutzige, geknickte, öde Straßen mit malerischen Biegungen und Torbogen, rötlichen Häusern, nägelbeschlagenen Türen, vergitterten Fenstern komme ich zur Kathedrale. „Sevilla en grandeza, Toledo en riqueza", d. h. „Sevilla ist an Größe, Toledo an Reichtum die erste", sagt das Sprichwort von ihr, und wahrlich, es hat recht: reicher figürlicher Marmorschmuck an dem gebietenden Priesterchor in der Mitte, Chorgestühl aus Walnußholz mit üppigen Schnitzereien, Intarsien und Säulen aus Jaspis und Alabaster, ein riesiger Hochaltar aus vergoldetem und bemaltem Lärchenholz, ein Kapellenkranz mit Heiligenbildern in Marmor, Elfenbein, Gold, schwarzer Eiche. Der gotischen Kathedrale gegenüber liegt der erzbischöfliche Palast. Hier hat zu Zeiten die wahre Macht Spaniens regiert. Von den gewaltigen Erzbischöfen war Mendoza die Seele des Kampfes gegen die Mauren Granadas und Jimenez der Reichsverweser nach dem Tode der „Katholischen Könige". Die Einkünfte der Erzbischöfe beliefen sich auf 300 000 Dukaten, 158 Geistliche bildeten ihren Hof. Toledo ist das spanische Rom. Hier haben aber auch die Autodafés, die Glaubensgerichte der Inquisition, gegen Mauren, Juden und Protestanten am wildesten gewütet.

Weiter geht's durch Gassen und Winkel, in denen man sich nur auf den Kompaß verlassen kann, zur Kirche del Transito, einer früheren Synagoge im Mudejarstile, einer Verquickung von maurischer und christlicher Bauart, zum Hause des Domenikos Theotokopulos aus Kreta, el Greco, d. h. der Grieche, genannt (gest. 1614 in Toledo), der zu seinen Lebzeiten für verrückt erklärt wurde, heute aber als Vorwegnehmer des Expressionismus zu großen Ehren gekommen ist, zu der Franziskanerkirche San Juan de los Reyes, an deren Außenseite viele eiserne Fesseln befreiter Christen hängen, und hinauf zum Alcazar, der nacheinander ein römisches Kastell, eine Westgotenburg, ein Maurenschloß, die Residenz des Cid, der Palast der christlichen Könige war und heute eine Offiziersschule beherbergt.

Toledo hat sich das mittelalterliche Gepräge erhalten, man könnte es ein spanisches Rothenburg nennen. Heroisch, interessant, aber ohne Gemüt, ohne Baum und Strauch, ein Museum unter der glühenden Sonne.

Darum mache ich mich bald aus dem Staube

Aus Unkenntnis benutze ich einen Personenzug. Mixto heißt die amtliche Bezeichnung, ausgesprochen wird's Misto. Ich habe bisher in den Rapidos, den Schnellzügen, die Urteile der Spanienreisenden über die Kulturwidrigkeit der spanischen Eisenbahnen als bösen Leumund erkennen müssen. Die Rapidos sind sauber und bequem. Nur konnte ich nicht dahinter kommen, warum sie nur 1. und 3. Klasse führen. Da habe ich's mir erklären lassen, daß die Granden, die großen Herrn, doch für ihre Dienerschaft eine niedrige Klasse nötig hätten. Der „Misto" aber ist das gerade Gegenteil von Rapido. Der ganze Zug hat z. B. nur einen Abtritt im Gepäckwagen. Wer nicht so eilig sein und auf den Haltestellen die freie Natur benutzen kann, wird im Gepäckraume bis zur nächsten Station eingeschlossen. Gott bewahre aber einen „Europäer" vor solcher Notdurft!

* * *

Nördlich von Madrid liegt der Eskorial. Philipp II. hatte während der Belagerung von St. Quentin 1757 dem hl. Laurentius eine Kirche zerstören müssen und dafür den Bau eines Klosters gelobt. In der rötlichgrauen Einöde am Fuße der nackten Felsen der schneebedeckten Sierra Guadarrama hat er das Gelübde ausgeführt und ein riesiges Palastkloster oder einen Klosterpalast aufgebaut. Gewaltig wie eine Festung, düster wie ein Gefängnis liegt die „Zwingburg der Gedanken" da, Kloster, Kirche, Palast, Königsgruft in einem, einförmig, ohne Ornament, rein geometrisch mit 16 Höfen, 1200 Türen, 2673 Fenstern, 160 km Ganglänge, 86 Treppen, 89 Springbrunnen, ein Turmbau zu Babel auf spanisch. Unter dem Hochaltar liegt die Königsgruft. In der Infantengruft nebenan verbreiten die hellen Sarkophage und die Bibelsprüche daran noch einen freundlicheren Schein. Aber in der Königsgruft ist alles düster. Vier Reihen

übereinander stehen in Nischen Sarkophage aus schwarzem Marmor mit vergoldeter Namensaufschrift. Zur Linken liegen die Könige, zur Rechten die Königinnen. Die Sarkophage sind gleich alle zusammen angefertigt und hereingestellt worden. Nur 1 Sarkophag der Könige und 2 der Königinnen sind, so viel ich sehe, noch leer. Mir kommt's vor wie ein Sarglager, ohne jede Weihe der Ruhestätte großer Männer...es waren ja auch nur kleine Geister von Karl I. (V.) an — ein Geruch des Todes zum Tode. Aufatmend trete ich aus dieser Leichengruft und aus dem Labyrinth der Gänge des Palastes und der „Zellen Philipps", hinter deren Ecken man immer Horchposten der Inquisition stehen wähnt, ans Licht empor.

Durch einen Baumgang mit rieselnden Wassern gehe ich zum alten Dorfe Eskorial, das aus den Arbeiterwohnungen der Erbauungszeit des Klosterpalastes entstanden ist. In einem großen Steinklotze aus Feldsteinen mit prächtiger Aussicht auf das Kloster und einem Garten mit Radbrunnen davor verlebe ich eine besinnliche Plauderstunde. Der Pastor Fritz Fliedner, der Leiter des deutschen Evangelisations- und Schulwerkes in Madrid, hat dies Anwesen einst als Erholungsheim für seine Schüler und Waisen gekauft und hernach erst entdeckt, daß er das Haus Philipps II., von dem dieser seinen Klosterbau leitete, in seinen Besitz gebracht hatte. Heute wollen die Spanier dieses Haus zum „Nationaleigentum" erklären.

(Fortsetzung folgt.)

Herbstlied.

Und alle Blüten, selbst die letzte Rose,
Die gestern noch mein liebes Weib geschmückt —
Am braunen Strauche hängt sie blaß und lose,
Vom Froste über Nacht so wild geknickt.

Was gestern noch so bunt und froh gewesen,
Wie ist das heut so traurig und so trüb!
Als Moder kannst auf feuchtem Grund du lesen,
Was von der ganzen Schönheit übrig blieb.

Und unter deinen Füßen rauscht es, rauscht es,
Und immer noch rinnt welkes Laub vom Zweig,
Und durch die kahlen Äste saust es, saust es,
Und um die Wipfel schwebt es feucht und bleich.

Nicht lang, und bleich wird's leise niedersinken.
Dann unter deinen Füßen rauscht's nicht mehr.
Und überall welch — Funkeln, Flimmern — Blinken!
Und überall — welch Friede um dich her . . .

Richard Voß.

Das biblische Alter.

Von H. S. Auerbach.

Das hohe Alter, das dem Alten Testament zufolge die jüdischen Patriarchen erreicht haben, hat schon viel Kopfzerbrechen verursacht, da man sich nicht erklären kann, daß sich die Lebensdauer im Laufe einiger Jahrtausende so stark verringert haben soll. Methusalem soll 969 Jahre alt geworden sein, unser Stammvater Adam nicht viel weniger. Er starb im Alter von 930 Jahren; spitzfindige Gelehrte haben früher sogar darauf verwiesen, daß er nicht als Säugling geschaffen sei, sondern als Mann von 50 bis 60 Jahren, mithin ungefähr 980 Jahre erreicht habe! Auch Jared (962), Seth (912) und andere sollen nicht viel weniger Jahre gezählt haben. Das klingt so eigenartig, daß man alles mögliche versucht hat, hierfür eine Erklärung zu finden. Dr. Arrais, der Leibarzt König Johanns IV. von Portugal, schrieb Ausgang des siebzehnten Jahrhunderts ein Buch „Arbor Vitae", worin „eine natürliche Erklärung vom Baum des Lebens im Garten Eden" gegeben wird; seine Früchte, die den Menschen Unsterblichkeit, also ein göttliches Vorrecht, verliehen, seien zwar nicht gegessen worden, aber der Lebensbaum habe eine Art Dampf oder Ausdünstung (Emanation würde man heute sagen) verbreitet, die von den ersten Menschen eingeatmet sei und ihnen wie ihren in derselben Gegend lebenden Nachkommen ein besonders langes Leben verliehen habe. Auf jeden Fall ist diese Erklärung sinnreicher als die allzu einfache von den Mondjahren. — Mit diesen nämlich erklären viele moderne Gelehrte ziemlich übereinstimmend die Frage nach der Erklärung für die unwahrscheinlich lange Lebensdauer der Erzväter: ihre Zeitrechnung sei eben anders gewesen als die heutige. Sie rechneten nicht nach Sonnen-, sondern nach Mondjahren zu etwa 30 Tagen. Abgesehen davon, daß damit der Unterschied zwischen Monat und Jahr in Fortfall käme — was an sich schwer anzunehmen ist — ist diese Erklärung schon aus dem Grunde abzulehnen, weil sie allzu radikal ist: einige Erzväter hätten danach schon vor ihrem zehnten Lebensjahre Kinder gehabt. Eine andere Erklärung besagt: bis zu Abrahams Zeiten hatte das Jahr drei Monate, danach acht Monate bis auf Josef, und erst von da ab habe man zwölf Monate gerechnet. Auch diese Auffassung läßt sich nicht aufrecht erhalten aus dem einfachen Grunde, weil das feste Verhältnis 1 zu 12 in der Umlaufszeit von Sonne und Mond sich im Laufe weniger Jahrtausende unmöglich geändert haben kann. Obendrein wäre selbst hiernach Methusalem noch 243 Jahre alt geworden, was nicht viel weniger unglaublich ist als wenn es 969 gewesen wären. Es bleiben nur zwei Erklärungen: entweder haben (und dies ist das Wahrscheinlichste) die alten Chronisten gehörig übertrieben oder die Menschen lebten vor Jahrtausenden in der Tat länger als heute.

Nun haben Charles Pearson und andere ägyptische Mumien, die zweitausend Jahre und teilweise noch älter sind, auf die vermutlich erreichte Lebensdauer untersucht. Wenn auch die Ergebnisse recht unsicher sind, so kann man doch wohl so viel daraus entnehmen, daß kein großer Unterschied gegen heute gefunden wurde. Aber es gibt einen noch viel interessanteren Beweis: die Bibel selbst. Sagt doch der Psalmist: „Unser Leben währet siebenzig Jahre, und wenn es hoch kommt, so sind es achtig Jahre . . ." Das ist doch genau das, was wir heute, 2500 Jahre später, um uns sehen. Danach wäre die Lebensdauer fast 3000 Jahre im großen und ganzen unverändert geblieben. Dagegen, wenn wir noch 2000 Jahre weiter zurückgehen und den stets unsicherer werdenden Berichten der alten Chronisten folgen, treffen wir plötzlich auf Menschen, die zehn bis zwölf mal länger lebten, als das heute lebende Geschlecht! — Man darf mit größter Wahrscheinlichkeit annehmen, daß auch die Patriarchen nicht viel länger gelebt haben, als die Menschen späterer Zeiten. (Ganz etwas anderes ist es, ob die „mittlere Lebensdauer" zu- oder abgenommen hat, aber das gehört nicht hierher.) Man hat auch versucht, eine „natürliche Lebensdauer" zu berechnen, eine physiologisch normale Lebensdauer, zum Beispiel aus der Länge der Wachstumsperiode im Vergleich zu den Tieren. So nahm Hufeland an, daß der menschliche Körper — von allen störenden Einflüssen, Unglücksfällen usw. abgesehen — so eingerichtet ist, daß er zweihundert Jahre bestehen könne. Nicht ganz so weit wie dieser Optimist ging Buffon, der den Eintritt der Mannbarkeit mit sieben multiplizierte und so auf 7 mal 14 gleich 98 Jahre als Grenze kam. Wahrscheinlich ist aber die Zahl 7 eher aus 98 abgeleitet, als umgekehrt. Auch Metsnikoff kam bei seinen Untersuchungen über Lebenskraft und Lebensdauer zu ähnlichen Ergebnissen. Häufig wird auch die Anzahl von Hundertjährigen in einem bestimmten Bezirk zum Ausgangspunkt derartiger Untersuchungen genommen. Diese soll besonders in Rußland außergewönlich groß sein: einer auf tausend, in Bulgarien einer auf zweitausend; jedoch haben Untersuchungen westeuropäischer Gelehrter, wie T. E. Young, die Unhaltbarkeit derartiger Berechnungen dargetan. Man darf auch den Zeitungsmeldungen, wonach in Rußland ein Hundertvierzigjähriger noch zum Polizeibeamten ernannt sei, ebensowenig Glauben schenken, wie der Inschrift auf dem Grabstein eines gewissen Ann David in Cramarthen, der 1831 in seinem 181. Jahre gestorben sein soll. Hundertzwanzig Jahre dürfen wohl als die äußerste Lebensgrenze anzunehmen sein.

Bunte Chronik

*** Ein kleiner Irrtum.** Ein reicher Südamerikaner, der seinen Aufenthalt in einem englischen Badeort gern noch etwas ausdehnen wollte, begab sich mit seinem Paß auf das Rathaus, um die erforderliche Verlängerung seines Sichtvermerks einzuholen. Er verstand so gut wie kein Wort Englisch, aber mittels der Zeichensprache machte er dem betreffenden Beamten deutlich, daß er einen Vermerk oder eine amtliche Eintragung in seinem Paß wünschte. Nach einigen Schwierigkeiten erhielt er das Gewünschte. Nach seiner Rückkehr ins Hotel erzählte er seinen Bekannten, wo er gewesen sei und daß er trotz seiner mangelnden Sprachkenntnis alles aufs Beste erledigt habe. Er wollte nun aber auch gern wissen, wie der Vermerk in seinem Paß nun eigentlich laute, und bat einen seiner Freunde um eine möglichst wortgetreue Übersetzung. Diese wurde ihm, unter schallendem Gelächter sämtlicher Anwesenden denn auch gegeben: sie lautete: „Vorzeiger dieses hat heute vergebens um Arbeit nachgefragt." — Unser Südamerikaner hatte sich in der Tür geirrt und war auf's . . . Arbeitsamt geraten.

Verantwortlicher Redakteur: M. Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.